

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1913

181 (5.8.1913) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 59

Für unsere Frauen.

Ess- und Kleidertorheiten bei Schulkindern.

Sehr beherzigenswerte Worte richtet M. Bretfeld in der Dürer-Bundes-Korrespondenz an die Allgemeinheit, indem er schreibt:

Viele Mütter glauben, ihren Kindern etwas Gutes anzutun, wenn sie deren Frühstücksbrot mit Braten, gekochtem Ei, mit Schinken oder Wurst belegen. Sie meinen, diese Kost kräftige die Kinder, besonders die kleinen, schwachen und blutarmen. Aber die Mütter tun damit das Verkehrteste, den Kindern ist nur gebietet mit einer möglichst reizlosen und nährsalzreichen Kost. Mehr Fleisch und Eier sind das Richtige zum Frühstücksbrot unferer Schulkinde...

Kleidertorheiten finden wir fast nur bei den Mädchen. Zwar ist das enge Strumpfband, das den Blutumlauf erschwert, glücklicherweise verschwunden, auch die Pimpelstrangen und die hohen „Frasuren“, die den Zwölfs- bis Vierzehnjährigen das Aussehen von frühreifen Achzehnjährigen geben, sieht man immer seltener. An ihre Stelle ist wieder der langgetragene oder rund um den Kopf gelegte Pöpp getreten, der den Mädchen den Ausdruck des Natürlichen, kindlich Schlichten, Frischen bewahrt. Aber das enge Schnürleibchen, das die Entwicklung wichtiger innerer Organe unheilvoll unterbindet, und der späte Stöckelschuh, der den Gang das Wachstum und die natürliche Schönheit des Fußes beeinträchtigt, werden heute noch nicht bloß gebuldet, sondern von einzelnen Müttern sogar gefördert.

Auch sonst sind manche unserer Schulmädchen, besonders aus dem wohlhabenden Mittelstande, schon recht damenhaft eitel. So treiben schon ganz kleine Krabben einen bedenklischen Luxus mit Haarschleifen, und die Zumutung, für die Schule eine Schürze umzubinden, empfinden sie beinahe als Beleidigung. Selbst recht natürliche und von Haus aus schlicht erzogene Mädchen machen zuletzt solchen Unfuss mit, weil sie sonst von den anderen eitel Dingen nicht für voll angesehen werden. Zu Hause gibt es nicht selten Pant und Kränzen, weil die Kleine unbedingt auch breite Altschleifen und Glanzleberhandschuhe haben und zweiter statt dritter Klasse aus dem Vorort zur Stadt in die Schule fahren muß wie diese oder jene Freundin, die es vielleicht am allerwenigsten nötig hätte. Und zum Kränzchen bloß Schokolade, Zwieback und Streuselkuchen wie früher. Nein, so sehr darf das höhere Töchterchen sich und die Familie nicht bloßstellen. Bei Mary Madeleine Lehmann gab's keine Torten, keures Konfekt und Erdbeeren mit Schlagahne und zum Abendbrot wurden Delikatessbrötchen, Fleischpastete und Ananasbowle herangereicht. Dann wurden die dreizehnjährigen jungen Damen noch im Auto nach Hause gefahren.

Und weils nun heutzutage einmal so ist, weil das gebildete höhere Töchterchen nicht totunglücklich gemacht werden darf, macht manche Mutter diese Moden mit und zwackt feufzend ein paar Mark mehr vom Wirtschaftsgelde ab. Und das muß sie auch noch heimlich tun, denn der Vater hat meist sogar kein Verständnis für die damenhaften Bedürfnisse solch kleiner, bummer Mädel und würde bestimmt mit einem derben Wörtlein dazwischen fahren, erkläre er etwas von diesem kostspieligen Unfuss. Auch wir brauchen derartige „Kultur“-Erscheinungen, die auf den ersten Wld mehr komisch als tragisch wirken, nicht weiter ernst zu nehmen, wenn uns nicht der Gedanke stört, daß aus diesen Mädchen einmal Frauen und Mütter werden sollen. (Ogleich die Kinder unserer Arbeiterfrauen wohl kaum in die Lage kommen werden, sich darüber aufzuregen, weil es bei ihnen nur „Schokolade und Zwieback, bei Mary Lehmann aber „feine Torten und Ananasbowle“ gibt, gewährten wir obigen Ausführungen doch Raum, da sie manches Beherzigenswerte auch für unsere Arbeiterfrauen enthalten. Red.)

Kinderarbeit in Dänemark. In Dänemark wurden anläßlich der Neuordnung des Fabrikgesetzes Erhebungen über die Kinderarbeit angestellt, über deren Ergebnisse M. v. Gottberg in den „Dokumentens des Fortschritts“ berichtet. Die Untersuchung erstreckte sich auf 370 440 Schulkinder; 187 170 Knaben und 183 270 Mädchen. Drei Zehntel dieser Volksschulkinder arbeiteten. Die Arbeit wurde zu zwei Fünfteln für die Eltern oder Erhalter, zu drei Fünfteln für Fremde verrichtet. Diese letzteren Kinder teilte man in drei Gruppen, je nachdem sie beim Arbeitgeber wohnten und verpflegt wurden, bei den Eltern wohnten und auswärtig in Arbeit gingen oder im Hause der Eltern für Fremde arbeiteten. Die letzte Gruppe war weitaus die kleinste, und es arbeiteten fast doppelt so viel Knaben als Mädchen für Fremde.

In den Haupt- und Provinzstädten ist die Zahl der für die Eltern arbeitenden Kinder gering, sie betrug 1 Prozent in den ländlichen Bezirken, wo die Kinder den Eltern in der Landwirtschaft helfen müssen, erreicht sie 19,5 Prozent für die Knaben, 17,1 Prozent für die Mädchen. In den Hauptstädten kamen die Knaben besonders für Botendienste in Betracht und zwar mit 74,9 Prozent, 10,6 Prozent arbeiteten in Werkstätten und Fabriken, 8,3 Proz. in der Milchverarbeitung. Eine ähnliche Verteilung wiesen die Provinzstädte auf. Die Mädchen waren in den Hauptstädten mit 39,3 Prozent in der Hausarbeit, 36,1 Prozent mit Botengängen, 11,2 Prozent mit Kinderwartung beschäftigt, 10,6 Proz. arbeiteten in Werkstätten oder Fabriken. In den Provinzstädten entfielen 53,9 Proz. der Mädchen auf Botendienste, 23,3 Proz. auf Hausarbeit, 11,2 Proz. auf Kinderwartung. In den Landdistrikten hatten die große Mehrzahl der Knaben Vieh zu hüten, die Mädchen verteilten sich auf Kinderwartung, Viehhütung, Land- und Gartenarbeiten und Hausarbeit.

Von den Knaben waren 82,1 Proz. im Alter von 14 Jahren, doch arbeiteten bereits sechs- und siebenjährige mit. Die Verhältniszahl bei den Mädchen war niedriger, aber auch hier finden wir bereits sechs- und siebenjährige gegen Entgelt beschäftigt. — Die durchschnittliche Arbeitszeit betrug in den Städten 7 Stunden, auf dem Lande 8—13 Stunden. Als monatlicher Durchschnittslohn ergab sich in den Städten für Knaben 12,72 Mk., für Mädchen 7,48 Mk., auf dem Lande nebst voller Kost für Knaben 6,63 Mk., für Mädchen 5,61 Mk. Bei der Rückwirkung der Kinderarbeit auf den Lernerfolg in der Schule stellte sich natürlich heraus, daß er in den eigentlichen Schulfächern stark beeinträchtigt war, dagegen weniger im Turnen.

Auch in Dänemark bleibt noch viel zu tun, um die Kinderarbeit ganz abzuschaffen.

Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parteibuchhandlung bezogen werden.)

Der Arbeiter-Adfahrer. Organ für die Interessen der Arbeiter-Adfahrer. Erschienen ist die Nr. 15 des 19. Jahrgangs. Aus dem Inhalt: Der englische Adfahrerverein Clarion; Rundschau; Die Haftung Dritter gegenüber dem Adfahreigentümer; Winte für Auslandsreisen; Sport als Mode usw.

Plutus. Kritische Wochenschrift für Volkswirtschaft und Finanzwesen (Herausgeber Georg Bernbard). — Inhalt vom 31. Heft des 10. Jahrgangs: Mendich Ramch. Von Whson. — Stabeisen-Bluff. Von Dr. Hermann Bider-Senzig. — Deutscher Bank-Kalender (2. Quartal 1913). Von Dr. Josef Roemer-Berlin. — Revue der Presse. — Aus den Börsenbölen. — Diamanten. — South West Africa Co. — Gedanken über den Geldmarkt. Von Justus. — Plutus-Merktafel. — Neue Literatur. — Generalversammlungen. — (Abonnement vierteljährlich per Post, Buchhandlung und direkt vom Plutus-Verlag 4,50 Mk.). Probehefte gratis in jeder Buchhandlung und vom Plutus-Verlag, Berlin W. 62, Kleiststraße 21.

Eine prächtige Ausstattung zeigt Heft 28 der Zeitschrift „Gundspott und Jagd“, die besonders den Bernbardinerfreunden gewidmet ist. Sie bringt eine Fülle von interessanten, illustrierten Abhandlungen des auf dem St. Bernbard so uner-müdlich und mit Erfolg tätigen Menschenfreundes. Rein Bernbardinerliebhaber sollte daher versäumen, sich das Heft kommen zu lassen. Aber auch sonst bringt die Zeitschrift des Interessanten viel. So zeigte Nr. 27 einen belehrenden Aufsatz von Professor Dr. Heim-Bürich über den Zughund und seine Verwendung, das vorausgegangene einen solchen über den Zughund in der Armee. Der Verlag „Gundspott und Jagd“, Wehren i. Th. versendet gern Prospekte.

Deutsche Industrie-Beamten-Zeitung. Zeitschrift für die sozialen Interessen der techn. Privatangestellten, Organ des Bundes der technisch-industriellen Beamten. Erschienen ist die Nummer 30 des 9. Jahrgangs.

Wir ändern.

Wir wollen Licht und Sonnenschein
In jedes Menschenherz hinein,
Wir wollen Freud' und frohes Singen
Auch in die letzte Stätte bringen.

Wir wollen eine neue Zeit
In Frieden und Gerechtigkeit,
Wo keine andern Werte wiegen,
Als die im Menschen selber liegen.

Den neuen Glauben wollen wir,
Und alles opfern wir dafür,
Den Glauben, daß von allem Bösen
Der Mensch sich selber wird erlösen.

Fritz Sängler.

Der Gutsarme.

Von A. Feinrichsen.

Am Martini war es. Leer und still waren die Felder geworden. Die Nebelfrau mit ihrem nassen grauen Mantel zog wieder durch die Holsheimischen Lande. Der Regen floß und durch die Bäume und die Sträucher der Knids brach heulend der Nordwest. . . . Da hielten Steffens ihren Einzug in das Armenhaus des adligen Gutes Blankenwater.

Draußen vor dem Dorfe an einem Feldwege lag es; äußerlich ein langgestreckter Backsteinkloß, der mit seinen kahlen schmutzig roten Wänden nur wenig aus der Sohle eines abgetragenen Lehmberges ragte. Keine Spur von der alten traumlich-heimischen Bauweise fand sich an diesem Gause. Keine Umfriedung umschloß es. Der Knick am Wege hatte schon weichen müssen, als mit dem Abbau des Lehmes begonnen wurde. An seiner Stelle zwischen Haus und Straßengraben wucherte ein wildes Gestrüpp von Schlehern, Brombeeren, Disteln und Nesseln. Und von hinten her starrte die nackte Böschung des Lehmberges.

Acht Parteien konnten hier Aufnahme finden. Steffens wurden Nummer sieben — Gutsarme Nr. 7.

Bierzehn Jahre hatten sie im Dorfe die Altenteilskate des Hufenpächters Klaas Schneekloth bewohnt und im Tagelöhnerdienste geleistet. Bierzehn Jahre!

Dabei hatte sich Peter das Meizen geholt. Die Glieder verjagten nun ganz. Auch an „Niesemutter“ war die Zeit nicht leicht vorübergegangen; sie hustete viel und spuckte auch Blut. Johann aber, der älteste Sohn, war fern der Heimat. In Thorn stand er bei der Infanterie. Und die beiden anderen Jungen, der 13jährige Wilhelm und der 11jährige Fritz, die konnten den Kohl natürlich auch nicht fett machen.

Also hatte Schneekloth eines Tages, als die stille Zeit herankam, alle in Gnaden aus seinen Diensten entlassen. Dagegen hatte kein Bitten und kein Vertrösten auf Besserung helfen können. „Et mut dorbi bliewen!“ war sein letztes Wort gewesen.

Und dann hatte Peter sich nach anderem Brot umgesehen. Alle Dörfer und Güte hatte er abgelaufen, alle Meierhöfe, doch vergebens.

Das Armenhaus aber bot in der Regel nur Obdach, weiter nichts. Nur ein paar völlig hilflose Witwen erhielten aus der herrschaftlichen Armenkasse Mehl, Kartoffel- und Milchgaben. Alle anderen aber mußten sich allein durchschlagen.

Der herrschaftlichen Armenkasse war eben schwer beizukommen. Das mußte auch Peter erfahren. Der Herr Gutsvorsteher als Verwalter der Armenkasse verstand es, alle Anzapfungsversuche, wie er rüchichtswooll Peters Bitten und Betteln zu bezeichnen pflegte, erfolgreich abzuwimmeln.

So wurde denn Schmalhans Rückenmeister bei Steffens.

Und er waltete seines Amtes gewissenhaft. Trotzdem gingen die paar Kartoffeln, die aus dem Katengarten ins Armenhaus hinüber gerettet worden waren, bald zur Neige. Auch das Brot verschwand aus dem Tischkasten. Und es kam der Tag, an dem ein Steffen nach dem anderen hungrig sein Nachtlager aufsuchen mußte.

Am Abend dieses Tages sah Peter noch lange allein auf der Bank an dem riesigen weißgefalten Backsteinofen. Die Hände hatte er tief in den Taschen des langen blaueinenen Kittels vergraben, den Kittel selbst bis unter das Kinn fest zugeknöpft, und um den mageren Hals trug er das dicke Wolltuch gewürgt, an das sich von oben her die alte graue Wintermütze angeschlossen. Außer der bläulich angelautenen Nasenspitze lugten kaum noch ein paar graue Haarsträhnen hervor. So hochte er da, in sich vertrocknet und verhußelt.

Dabei brummte er allerhand vor sich hin, das nicht gerade auf besonders herrschaftstreue Geminnung schließen ließ. Und die braunen Saftbomben seines „Pentje“ zerplatzten auf dem schmutzigen Rehmfußboden mit ungewöhnlicher Heftigkeit.

Am Morgen darauf aber zeigte Peter den beiden Jungen, was man alles aus Draht machen kann; nicht nur Mausfallen, Siebe und dergleichen, sondern auch Hofenschleifen.

Und da Fritz und Wilhelm anstellige Durichen waren, und da auch der herrschaftliche Wldstand gut war — die Felder der Bachbauern boten ja viele gute und ungestörte Futterplätze — so gab es in Steffens Kochtopf bald wieder Fleisch; nicht gerade oft, aber doch ab und zu.

Mit ganz leeren Händen kamen die beiden nie heim. Wenn die Schleifen leer waren, so gab es immer noch irgendwo Besenreiser, Korbweiden und ähnliche Dinge. Daraus verstand Peter wieder etwas zu machen. Und der Erlös brachte Brot, Kartoffeln und Mehl.

Etwas aufregend war es zwar manchmal, das Treiben, aber es lief doch lange ohne irgend welche unguuten Zwischenfälle ab. —

Einmal aber erfüllte sich doch das Verhängnis. Es war zur Faschnacht, spät am Abend war es schon und die Jungen sollten längst wieder heim sein. Peter hatte schon mehrmals Ausschau nach ihnen gehalten. Unruhig rutschte er auf der Ofenbank hin und her, und von Zeit zu Zeit entfuhr ihm ein leises Stöhnen. Dann rieb er sich mit den großen ausgearbeiteten Händen die Knie oder die Schultern, streckte auch wohl die verkümmerten Glieder in die Luft, wie wenn er gymnastische Zwecke verfolgte.

„Sull ich wull die Jungs mal nahlophen möten, Die? Wat meinst wull.“ wendete er sich schließlich an die große, rohgezimmerte Bettstatt.

Darin schob sich langsam die Decke ein wenig zurück und das bleiche, eingefallene Antlitz Diefes wurde sichtbar. Sie hatte sich legen müssen, denn der Husten hatte sie untergekrigt. Gerade kam wieder ein Anfall. Nachdem er vorüber war, konnte Peter seine Frage wiederholen.

Diefie nickte nur dazu. Dann wurde sie lebhafter: „Ach Gott, Peter! Wo blieb sei bloß einmal? Mi is so bang tau Mod. Wenn ehr man niz taußtöt is . . .“

Ein leichtes Bittern überließ ihn. Er arbeitete sich in die Holzstiefel und nahm den Stock. „Zä kiek noch mol rut, Diefie“ verabschiedete er sich dann. —

Es war leidlich hell. Der Himmel hing voller Sterne und auch der Schnee spendete Licht.

Auf serpentinarig gewundenem Pfad kletterte Peter, oft auf allen Vieren, den Lehmberg hinterm Hause hinauf. Keuchend stand er schließlich oben und überblickte die Felder in der Richtung nach dem Blankenwater-See. Deutlich schimmerten die Lichter des Gutsaufhofes und des Schlosses vom anderen Ufer herüber. Peter musterte scharf das Gelände. Jeden Knick, jeden Hügel, jeden Schatten im Felde suchte er ab; wieder und immer wieder. Allein, von den Ermarkteten sah er keine Spur.

Rauskam und auf einem Umwege stieg er wieder hinunter. Vor dem Hause stand er still, sinnend, das Kinn in die Hand gestützt. Eine Weile verstrich so, dann hinkte er jachzte davon.

Querselbein ging er, durch schneebehangene Knicks und über gefrorene Gräben, bald hierhin, bald dorthin. Bögernd steckte er schließlich die Zinger in den Mund. Einmal legte er noch ab, ungeschlüssig. Dann aber gelte ein Pfiff durch die scharfe, klare Winterluft, und gleich darauf noch einer.

Eine Minute horchte Peter gespannt auf. Nichts war es. Alles blieb stumm. Nirgends regte sich etwas.

Eine Stunde, auch die zweite noch irrte Peter so umher, wendete sich nach rechts, wendete sich nach links, pfiff, rief auch, aber immer umsonst. Mit schlatternden Knien wankte er endlich heimwärts.

Der nächste Tag führte schon den Amtsdieners und einen Gendarmen in das Armenhaus. Sie kamen zur Haus-suchung. Aber sie brauchten nicht lange zu suchen. Mit stummem Wink deutete Peter unter das Bett. Da fand sich alles Belastende fein säuberlich beisammen.

So ging das Unglück seinen Gang. Die Vorladung vor den Amtsvorsteher kam. Amtsvorsteher aber war der Guts-vorsteher. Dadurch erhielt das Verfahren noch einen besonde-ren Reiz.

Das amtliche Verhör unterschied sich zwar nicht sonderlich von dem üblichen trodenen Frage- und Antwortspiel. Desto erbaulicher gestaltete sich aber die anschließende gutherrschaf-tliche Strafpredigt. Alle Vergehen über Jagdvergehen, Forst-diebstahl, Anstiftung, Begünstigung, Sehlerei und der Him-mel weiß was sonst noch, wurden herangezogen.

Peter ließ das alles widerpruchslos über sich ergehen. Er stand da, und schaute und schluckte und würgte in einem fort, bis der Geistliche ihn endlich zu entlassen geruhete, nicht ohne ihm noch die wenig tröstliche Versicherung mit auf den Weg zu geben, daß das „dicke Ende“ noch kommen werde.

Und das kam. Bald schlossen sich die Pforten der Straf-anstalt hinter Peter. Und ihre Hausordnung nötigte ihn, die Fertigkeit, die er bei seiner illegalen Winterbeschäftigung erworben haben mochte, weiter zu entwickeln, viel weiter. Allerdings, allerdings nicht Korbsleie oder Hafenschleifen, sondern Peitschenschnüre gab es hier zu flechten; Peitschenschnüre aus Hanf — sechs Monate lang, von Rechts wegen!

Und die Jungen? Nun ihr Urteil lautete in der Haupt-sache auf Zürrorgezuehung. Und in den Urteilsgründen spielten die „mangelnden moralischen und pädagogischen Qualifikationen der erziehungsberechtigten Eltern“ eine Hauptrolle.

Weit fort kamen sie, nach dem Schleswigischen. Die Leute im Gute sagen, daß dahin schon mehr Gutskinder überwiesen wurden, und daß umgekehrt von dort andere wieder her-kämen. Und die Leute sagen auch, daß die „Zürrorge“ eng mit den Interessen der herrschaftlichen Armenkasse zusam-menhängt.

Seit Peter und die Kinder fort waren, ging es auch mit Viele schnell bergab. Sie hustete, weinte und winselte noch eine Weile. Allmählich aber wurde sie ganz still. Und als das Raub wieder zu fallen begann, in einer dunklen, regneri-schen Nacht, da nahm ihr Glend ein Ende.

Niemand hatte gleich etwas davon gemerkt. Niemand kam hernach auf den Gedanken, Peter Nachricht zu geben.

Still und unscheinbar, wie sie immer gelebt hatte, wurde Viele auch begraben — als Armenleiche.

Wieder wurde es dann vollends Herbst. Wieder stieg an den Gestaden des Blankenwatersee die Nebeltrau herauf. Und wieder brausten die Stürme über das Land und der Regen floß und die Felder wurden leer und öd.

Peter Steffen sah wieder in seinem Armenhausstübchen. Sein Kopf war weiß geworden, er hielt ihn meist in den Händen vergraben und brütete stumpf vor sich hin.

Die herrschaftliche Armenkasse gewährte ihm jetzt auch Mehl- und Kartoffelrationen. Er brauchte aber nur wenig davon. Auch sonst schien er keinerlei Bedarf mehr zu haben, er verließ nur selten das Haus.

Etlche Wochen vergingen so, vielleicht vier oder fünf.

Da erhielt Peter wieder einmal den Besuch des Amtsdieners. Der war diesmal die personifizierte Liebenswürdigkeit. Er machte Peter allerhand gute Bertrötungen auf Invaliden-rente und andere schöne Zukunftshoffnungen. Nebenher aber interessierte er sich auch angelegentlich für Peters nähere und fernere Verwandtschaft, insbesondere für den Aufenthalt und die Lebensverhältnisse von Peters ältestem Sohn, der unlängst vom Militär entlassen worden war.

Peter aber erwies sich für all diese behördlichen Wohl-wollensbezeugungen völlig unzugänglich. Dafür schilderte ihn dann der Bericht, den der gutsobrigkeitliche Säbelträger seinem Vorgelegten erstattete, auch als einen „durch und durch verstockten Menschen, aus welchem ich in betreff des pp. Jo-hann Steffen weiter nichts herausbekommen konnte als die Worte: Min ohlen lahmen Knaken fallt em ni tau Last. Sei hett allein genug tau krabbeln!“ Und schließlich — so sagt der Bericht allerdings gleichfalls in der derbereren Original-lestert — habe Peter noch Gott und alle Welt, den Herrn Amtsvorsteher eingeschlossen, mit der bekannten Einladung Götz von Verlichingens, der man eigentlich nicht zu folgen pflegt, bedacht.

Die Folgen dieses unbotmäßigen Verhaltens war, daß Peter bald darauf ein großes, amtlich gesiegeltes Schreiben erhielt, in dem viel die Rede war von dem in Kiel wohnhaf-ten Werftarbeiter Johann Steffen, und von der „gesetzlichen Verpflichtung deselben zum Ersatz der von der herrschaftlich Blankenwaterer Gutsarmenkasse für den Empfänger dieses gemachten Aufwendungen; eine Verpflichtung, auf deren stricke Erfüllung die herrschaftliche Armenkassenverwaltung unbedingt bestehen muß, sofern sich Empfänger dieses nicht zur dauernden Ueberlieferung nach Ersatzpflichtigem bereit findet.“ und von ähnlichen Sachen.

Lange starrte Peter auf dies Schreiben, lange auch da-neben auf die alte zerprungene Tischplatte. Auf seinen kno-chigen, unrasierten Waden brannten runde, rote Flecke, und in seinen Augen schillerte es grünlich. Den ganzen Tag kam er nicht los von dem Papier. Erst der Abend mit seinem milden Schleier löste ihn aus diesem Bann.

Mühsam erhob er sich und begann in der dunklen Stube auf und ab zu hinken; zehn, zwanzig und mehr mal. Dann aber — es mußte längst Schlafenszeit sein — griff er zum Stock und schlich hinaus; leise, ganz leise, wie ein Dieb in der Nacht.

Es war grimmig kalt. Schnee war in der Luft. Bald begann das Spiel der Flocken. Erst klein und vereinigt, allmählich aber größer, immer größer kamen sie, und immer dichter. Dann erhob sich auch ein Wind. Mit scharfen eis-igen Stößen jagte er die weißen Massen vor sich her.

Die ganze Nacht dauerte dies Treiben, auch den folgen-nden Tag noch, und die Nacht darauf.

Da war schon viel Schnee gefallen. Aber viel mehr hat es im Laufe des Winters noch gegeben. Alle Wege waren versperrt. Und lange hat der Schnee gelegen, bis in den April hinein. Hinter den Knicks, wo er meterhoch zusammen-geweht war, und wo die Sonnenstrahlen nicht recht hinkamen, mußte man sogar mit der Schaufel nachhelfen, um ihn zum Auftauen zu bringen.

Damit war eines Tages auch der alte Totengräber des Gutsfriedhofes beschäftigt. Und dabei — es war neben diese Steffens Grab — dabei stieß er auf ein Häuflein Rumpen. Und als er weiter nachsah, fanden sich auch noch Knochen. Das Raubzeug hatte seine Arbeit ganz getan!

Wer es sein mochte? Nun, man fragte, man forschte auch ein wenig. Im Gut fehlte nur Peter Steffen. Und die Rumpenreste sagten: Er ist es!

Das schrieb man auf, und dann — dann ließ man den Totengräber seinen Fund verscharren.

Allerlei.

Die Physiologie des Fliegers. Einige Zeit nach der Rück-kehr von dem glänzenden Rundfluge durch Europa hat Brin-dejone einem Mitarbeiter der „Annales“ eine längere Unterredung gewährt, in deren Verlauf er sich ausführlich über die Seelen-verfassung des Fliegers geäußert hat. „Kann man beim Fliegen überhaupt denken?“ — „Gewiß,“ lautete Brindejones Antwort,

„nur muß man sich vergegenwärtigen, daß der Flieger in seiner Flugmaschine etwas völlig anderes empfindet als der Mensch auf der Erde. Die Schnelligkeit des Fluges läßt die Erde ganz an-ders erscheinen, als man gewohnt ist. Unaufhörlich gelangt man mit größter Schnelligkeit aus einem atmosphärischen Zustand in den anderen. Alle 60 Kilometer etwa trifft man auf eine Wolke, und das heißt für den Flieger durchschnittlich alle 20 Minuten. Unaufhörlich gelangt man so aus einem Regenschauer in den anderen, und dann besteht die Welt nicht mehr aus wechselnden Landschaften mit Bäumen, Flüssen, Städten und Kirchtürmen, sondern aus Wolkenabgründen, aus Hagelschauern, aus sonnen-beschienenen Flächen, neuen Regenschauern und neuen Wolken-lichtungen voller Sonnenschein. Es gibt aber in der Luft noch mehr Dinge, die auf die Sinne des Fliegers einwirken und seine Gedankengänge beeinflussen, als die „Luftlandschaft“, wenn man so sagen will. Vor sich, um sich hat man das Unbekannte, überall lauerte der Unfall, jede Sekunde kann der Motor stillstehen, kann ein Spandbraht reißen: kurz, der Tod in mancherlei Gestalt lauert auf dem Wege.“

Der Journalist fragte hierauf, ob Brindejone beim Fluge, besonders bei außergewöhnlichen Flügen, das Gefühl habe, eine Heldentat auszuführen und den Titel eines Helden wirklich zu verdienen. „Ein Held?“ entgegnete Brindejone, „ein Held bin ich nicht. Der ist ein Held, der die Gefahr kennt und ihr trotzt. Ich weiß aber, daß mir keine Gefahr droht. Wenn ich in meinem Flugzeug fliege, fühle ich mich vollkommen sicher. Ich weiß, daß ich den Mechanismus vollkommen beherrsche, und meiner selbst bin ich ebenso sicher.“

„Aber es sind doch so viele Flieger tödlich verunglückt,“ meinte der Journalist, „denken Sie nicht an diese, an die vielen tödlichen Unfälle?“ Auch diese Frage verneinte Brindejone. „Wenn ein Flieger tödlich abfällt, so erkundige ich mich nach den Ursachen des Unfalls, und dadurch habe ich es soweit gebracht, bei fast allen Unfällen die genauen Gründe zu wissen. Ich weiß, aus was für Umständen Unfälle werden können, und weiß, wie ich in jeden Lage fallblütig zu handeln habe. Mir ist eines Tages mitten im Flug etwas am Motor geplatzt. Das hätte meinen Tod bedeutet, wenn ich den Kopf verloren hätte. Ich war schon in Flammen eingehüllt und Trümmer flogen um mich herum. Ich tat aber nur, was ich tun mußte: ich stellte den Benzinabfluß ab und entging so der Feuersgefahr. Dann ging ich im Gleitfluge zur Erde nieder. Das große Geheimnis des Fliegens ist nicht die Heldhaftigkeit, der Heroismus, sondern immer kaltes Blut und einen klaren Kopf behalten.“ Brin-dejone erzählte dann weiter, er sei früher durchaus nicht fall-blütig gewesen, sondern habe eher zum nervösen Typ gehört, allein das Fliegen habe ihn fallblütig handeln gelehrt. Dafür führte er ein Beispiel an, indem er von Merlots erstem Kanalflug ausging. Den ersten Kanalflug Merlots bezeichnet Brindejone in der Tat als Heldentat, eben weil es der erste Kanalflug war und Merlot ins Unbekannte hinein flog. Brin-dejone hat nun einen viel größeren Ueberseeflug ausgeführt, indem er von St. Petersburg nach Stockholm flog und eine Strecke von rund 400 Kilometern über der Ostsee zurücklegte.

Die Gefahr des Sandsteinbaues. Großes Aufsehen hat es vor einigen Jahren erregt, als bekannt wurde, daß am Kö-lner Dom der Sandstein großen Zusehungen ausgekehrt ist und daß zur Wiederherstellung der zerstörten Stellen viele Hundert-tausende Mark erforderlich wären. Inzwischen hat man auch in anderen Städten so zahlreiche Beobachtungen über den Ver-fall des Sandsteines gemacht, daß es für unsere moderne Monu-mentalbaukunst notwendig sein wird, künftig die Verwendung des bisher so bevorzugten Steines als Baumaterial einzuj-schränken. Die Nachforschungen haben ergeben, daß die Zer-störung am Sandstein auf schwefelige Säure zurückzuführen ist, die in der Luft besonders der Fabriksstädte enthalten ist. Das folgenschwerere Problem ist wegen der Pläne für den großen Rathausbau in Warmen eingehend erörtert worden, und zwar in der Sitzung des Stadtparlaments bei der Wahl des Bau-materials für das neue Rathaus, das nach den Plänen Prof. Roth's (Dresden) mit einem Kostenaufwand von 4 200 000 Mk. erbaut werden soll. Ursprünglich hatte man für den Bau die Verwendung von Hamburger Sandstein vorgesehen. Angesichts der Schäden, die bei anderen Warmer Bauten infolge der Ein-wirkung der schwefeligen Säure eingetreten sind, und mit Rück-sicht auf die auch in anderen Fabriksstädten gemachten Wahr-nehmungen, sah sich die Bauverwaltung jedoch genötigt, von dem Sandstein Abstand zu nehmen und an seiner Stelle Muschelkalkstein zum Bau zu verwenden. Der beste Kenner der Baumaterialverhältnisse, Dombaumeister Hertel in Köln, der am Kölner Dom selbst etwa 150 verschiedene Steinarten probierte, hat bereits entschieden davon abgeraten, Sandstein überhaupt zu verwenden, und dabei eine sehr lehr-reiche Geschichte von einem Geschehnisse erzählt, das der König Ludwig von Bayern teineszeit dem Kölner Dom machte. Es

bestand in einer Sendung von 10 000 Kubikmeter allerbesten bayerischen Sandsteins. Aber dieses Geschenk hat jetzt Hundert-tausende an Reparaturkosten erfordert. Der Muschelkalkstein dagegen hat die merkwürdige Eigenschaft, daß sich bei der Ver-bindung mit der schwefeligen Säure auf seiner Oberfläche eine gummiartige Schutthaut bildet, von der alle atmosphärischen Einflüsse abgehalten werden. Der Gebante, weiterfesten Sand-stein aus Oberkirchen zu verwenden, der auch bei den Aus-besserungsarbeiten am Kölner Dom verwendet wird, oder Kor-deler Sandstein, wie man ihn an der Porta Tigra in Trier findet, mußte verworfen werden, weil die Haltbarkeit dieses Materials zu sehr von den atmosphärischen Einflüssen abhängig ist. Im Wuppertale ist die Luft so stark mit schwefeliger Säure gesättigt, daß Sandstein sehr schnell blättert. Auch in Bremen hat sich beim Bau der Baumwollbörse der Oberkirchen Sand-stein nicht bewährt und nahezu 500 000 Mk. für Instandsetzungs-arbeiten erfordert. Bei der großen Rolle, die der Sandstein in der modernen Baukunst spielt, braucht kaum darauf hingewiesen zu werden, wieviel Schwierigkeiten der neuen Architektur aus dieser Erkenntnis erwachsen. Der Uebergang zum Muschelkalk bringt in den meisten Fällen eine recht erhebliche Verteuerung der Baukosten, da der Stein viel härter und schwerer zu ver-arbeiten ist. Für das neue Rathaus in Warmen entfällt z. B. eine Kostensteigerung um 150 000 Mk. (H. v. H.)

Das Lob der Kniehose. Der neueste Feldzug der Rad-tschneeflächer, der diesmal gegen die harmlose kurze Weichs (die ober-bayerische Kniehose) gerichtet ist, hat eine energische Abwehr ge-funden. In den „Münchener Neuesten Nachrichten“ kommt eine Reihe von Rüstleuten und Alpenfreunden zu Wort, die alle für die kleidsame, praktische und gesunde Tracht eintreten. So schreibt der Maler Eduard Grühner:

„Es wäre sehr zu bedauern, wenn die materielle und prakti-sche Gebirgsacht verloren gehen sollte, bloß weil ein Teil der Gesellschaft — gottlob nicht der größere — den Anblick nader männlicher Knie nicht mehr vertragen will. Warum die gebir-glerische Kniehose so plötzlich verderblich auf die Sittlichkeit wirken und abgeschafft und dafür eine lange abscheuliche Hose getragen werden soll, ist mir ganz unbegreiflich. Aber es gibt Menschen, die beim Anblick auch nur eines an sich gänzlich harmlosen nad-ten Teilkleides am Menschen schon Sünde wittern. Was für ein häßliches Innere schaut durch solche Augen? Fünf Teufel!

Wer hätte nicht schon seine helle Freude gehabt — ob Städte oder vom Lande — beim Anblick eines ferngejun-den Burtschen in Gebirgsacht, mit seinen weitgebräuteten starken Knien? Man denke sich denselben flotten Menschen in langen, unpraktischen Hosen; denn sie gewähren nicht die Bewegungs-freiheit der Kniehose.“

Von hygienisch-sittlichen Gesichtspunkten aus betrachtet Gg. Kirch, der sich launig einen könig. bayerischen Kniehösler a. D. nennt, die neueste Anstößigkeit:

„Die „Kniefreie Hose“ ist ein ebenso vernünftiges und sitt-liches Kleidungsstück wie der Hals- und handfreie Rod. Wäre das Radte unverwundlich, so müßte man ja die Neugeborenen um-bringen, dann müßte man in den Kirchen die vielen nackten Engel und sonstigen Ebenbilder Gottes schleunigst mit Brod und Bratenweife bekleiden. Ohne gerade die vorn und hinten tief-gehende Defolletage der Damen auf Hof- und anderen Bällen als hygienische Musterleistung zu empfehlen, muß ich sagen: Je mehr der Mensch von seiner Haut unbedeckt lassen kann, desto besser ist es für die Gesundheit. Bei unseren klimatischen Ver-hältnissen wird dies in der Regel nicht allzuviel sein können, aber außer Gesicht, Hals und Händen sollten wir zeitweilig auch noch Arme, Brust, Füße und Knie so viel als möglich dem Richte und der Luft aussetzen, wodurch indirekt der ganze Körper abge-härtet wird. Die „sittlichen Bedenken“ gegen das freie Knie halte ich für eine Ausgeburt verdorbener Lebenskunst. Mir der Sittlichkeit hat das alles nichts zu tun, die ist ein göttliches Attribut unserer Menschenwürde.“

Kleine Geschichten. Wir finden in der Münchener Jugend die folgenden kleinen Geschichten: Ein Bauer bestieg in Landau den Schnellzug nach Zweibrücken, wird aber, da er nur einfache Fahrkarte hat, von dem Schaffner darauf aufmerksam, daß er Zuschlag zahlen müsse, weil der Zug ein Schnellzug wäre. Der Bauer weigert sich mit den Worten: „Ich zahl' kaan Zuschlag, Fahrt langamer, ich habb Zeit!“ — So stand vor einem Mün-chener Kunstsalon und besenkte mich in das Bild eines Futuristen, unter dem zu lesen waren: „Zwei Frauen.“ Da hörte ich einen Dienstmann neben mir nach einer Weile inten-siven Schauens sagen: „Gestern hab i oane rausg'funden, heut is 's wieder nig!“

